33: Reise SD9 Zivaro

VERHANDLUNGEN

DER

GESELLSCHAFT FÜR ERDKUNDE

ZU

BERLIN.

HERAUSGEGEBEN IM AUFTRAGE DES VORSTANDES

VON

Dr. G. v. BOGUSLAWSKI,

SECRETAIR DER GESELLSCHAFT.

BAND VII.

Jahrgang 1880.

BERLIN,
VERLAG VON DIETRICH REIMER.
1880.

[Title Page]

Herr W. Reiss: Ein Besuch bei den Jivaros-Indianern.

Der Zeit der Eroberung Perú's durch die Spanier dehnte sich das Reich der Incas von Chile bis zum Rio Mayo nördlich von Piura aus. Aber nur an wenigen Stellen war es dieser erfindungsreichen Nation gelungen, die an den östlichen Abhängen der Cordillere wohnenden Stämme ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Die Natur des Landes, das Klima und die wandernde Lebensweise der Indianer setzten dem fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Doch aber waren in den zwei bis drei Jahrhunderten einzelnen Theile des Reiches, welchen gegenwärtig die Republik Ecuador bildet, bereits Verbindungen mit den an den Zuflüssen des Amazonas lebenden Jivaros und Mainas-Indianern angeknüpft worden. Die Spanier suchten, als sie die Erbschaft der von ihnen vernichteten Dynastie antraten, ihre Eroberungen auch nach dieser Richtung hin auszudehnen. Dem kleinen Häuflein der Conquistadoren gelangen nicht die ungeheuren Landerwerbungen, welche mit verhältnissmässig so geringer Mühe ihnen zugefallen: fort und fort wollten die neuen Gegenden sich unterwerfen, neue Reichthümer erbeuten. Bald nach der Gründung Quito's schlossen sie ein Bündniss mit den Mainas, dem in kurzer Frist eine grössere Zahl von Expeditionen folgten. Fast klingt es unglaublich, wenn wir hören, dass schon nach wenigen Jahren eine Anzahl grosser Städte gegründet und in manchen Ansiedlungen begriffen waren. Allein in den von hier interessirenden Gebieten wurden im Jahre 1538 die Städte Mendoza am Rio Palora, Sevilla del Oro am Rio Upano und Logroño am Rio Pauta gegründet. Der Reichthum an Gold, die Leichtigkeit des Erwerbes mag Ansiedler in Menge herbei; Klöster wurden gestiftet und Kirchen gebaut, und der Distrikt von Mainas galt bald für einen der reichsten und blühendsten der großen provinzialen Reiche.

Drei Indianerstämme, von welchen keinerlei sie der alten existirt, werden als Bewohner der ausgedehnten Wälder am Ostabhange der Cordillere zwischen den Flüssen Pastaza und Pauta erwähnt. Es sind die Mayas, Huambisas und Jivaros. Die beiden ersteren scheinen wenig zahlreich gewesen zu sein; die Jivaros blühten und blühen noch heute als grosse Nation, die allerdings in viele Stämme, meist in Feindschaft lebende Stämme sich gliedert, welche aber doch einem gemeinsamen Häuptling

gegenüber sich verwögen und eine beträchtliche Zahl Streiter stellen konnte.

Wie in allen von den Spaniern eroberten Theilen Süd-Amerikas wurden auch hier die Indianer zu Sklavenarbeit angehalten: die Ausbeutung der Goldminen wurde in rücksichtslosester Weise betrieben. Aber die unabhängigen Waldbewohner ertrugen eine solche Bedrückung nicht mit derselben Geduld wie die Indianer des Hochlandes. Ein Aufstand brach im Jahre 1599 aus, der mit der Vernichtung der ganzen Provinz endete, ja selbst die benachbarten Gebiete wußte auch Nord und Süd der Gewalt der Spanier entrik. Alle *Jivaros* verbanden sich zu gemeinsamem Handeln unter Quiroba, einem ihrer Anführer, und auch die *Mainas* und *Huambayas* wurden zur Theilnahme veranlaßt. Am gleichen Tage sollten die drei reichen genannten Städte zerstört werden. Quiroba griff *Logroño* zuerst an, zerstörte die Stadt, tödtete alle in seine Gewalt fallende Männer, deren nur wenige entkamen, und führte die Frauen und Mädchen, 6000 an der Zahl, in die Gefangenschaft. *Sevilla del Oro* und *Mendoza* entgingen dem gleichen Schicksale nur durch die Zaghaftigkeit der benachbarten *Mainas* und *Huambayas*. Quiroba selbst mahnte zum Angriffe beharrlich. Aber schon war die Nachricht seines Sieges in die beiden Städte gedrungen. Die Bewohner von *Logroño* flohen und die verlassene Stadt fiel der Zerstörung anheim. Um *Mainas* wüthete der Kampf. Gelang auch den *Jivaros* nicht die völlige Vernichtung des Ortes, mußten sie auch dem konzentrirtesten Ernste weichen, so hatte ihre Erhebung doch wenigstens Sicherheit verschafft, daß die überlebenden Einwohner sich auf das Hochland zurückzogen, und daß an Stelle des reichen *Sevilla del Oro* von nun ab nur der kleine Flecken *Mainas* erhalten werden konnte.

Da alle Versuche zur Wiedergewinnung der verlorenen Distrikte mit Hülfe der Waffen mißlangen, so griff man zum Kreuze, um auf diesem Wege der schwierigen Mühe die Indianer von neuem unter das Sklavenjoch zu beugen. Bei manchen Stämmen hatten die Missionare Erfolg, die *Jivaros* aber wissen alle Eindringlinge zurück und haben sich ihre Freiheit bis auf unsere Tage erhalten. Nur die kleine, von Quichua-Indianern bewohnte Mission von *Mainas* liegt mitten in ihrem Gebiete, ohne daß es den Weltgeistlichen oder *Jesuitenpatres*, welche abwechselnd ihr Glück dort versuchten, gelungen wäre, Proselyten zu machen.

Nur selten werden die *Jivaros* von wissenschaftlichen Reisenden besucht, so daß unsere Kenntnis dieses Stammes sich wesentlich auf spanische Berichte stützt. Der kompetenteste Kenner dürfte wohl Sprucc sein, der längere Zeit in ihrem Gebiete lebte und weiter eindrang wie die meisten anderen Reisenden. Bei einem so wenig bekannten Volke dürfen, so wage ich zu hoffen, auch die Beobachtungen eines, seinen Fachstudien nach, der Völkerkunde ferner stehenden Reisenden trotz all' ihrer Mangelhaftigkeit einiges Interesse gewähren und mir die Nachsicht der geehrten Versammlung für die nachfolgenden Bemerkungen sichern.

Die Bevölkerung der Republik *Ecuador* lebt ihrer grofsen Masse nach auf dem Hochgebirge der *Cordillere* in dem im spanischen Amerika als *Tierra fria* bezeichneten Theile des Gebirges. Kahl und nackt, der Kultur leicht zugänglich ist der bewohnte Theil des Hochlandes, in welchem zwischen etwa 2200 und 3000 Meter Höhe die meisten Ortschaften liegen. Rauhe, hohe Bergketten umschliefsen dies wenig ertragsfähige Land, während dichte, unabsehbare Wälder die Ost- und Westabhänge der *Cordillere* bedecken. Gegen Westen zu besteht Verbindung mit der Küste und den dort befindlichen Provinzen, ein Besuch der wenigen am Ostabhange des Hauptgebirgszuges gelegenen Ansiedelungen gilt aber stets für ein mühevolles und gewagtes Unternehmen. Auf den schlechtesten Wegen mufs die gefürchtete *Ostcordillere* überschritten werden, und dann folgt ein langer, an Entbehrungen reicher Marsch durch den Wald, bei dem bedeutende Flüsse zu kreuzen sind, deren Anschwellen oft schon die Reisenden dem Hungertode ausgesetzt hat. *Macas* ist von all diesen Orten wohl noch am leichtesten zu erreichen, zumal ein ziemlich beträchtlicher Theil des Weges für Maulthiere gangbar ist.

Riobamba, die Hauptstadt der *Provincia del Chimborazo*, bildet den Ausgangspunkt der Reise. Man verfolgt stromaufwärts den von Süden kommenden *Rio Chambo*, der in seinen oberen Theilen als *Rio de Cebadas* und *Rio Colay* bezeichnet wird. Der Flufs, nahe dem Kamme der *Ostcordillere* entspringend, vereinigt sich am Fufse des *Tunguragua* mit dem von Norden, vom *Cotopaxi* kommenden *Rio de Patate*, um dann, nach Osten sich wendend, die *Cordillere* zu durchbrechen und als *Rio Pastaza* dem *Amazonas* zuzufliefsen. Unser Weg verläfst bald das Hochland von *Riobamba*, das gebildet wird durch die vulkanischen Ausbruchsmassen, welche die tiefe Einsenkung zwischen den aus älteren Gesteinen aufgebauten Höhenzügen der *Ost-* und *Westcordillere* ausfüllen. Die Zweitheilung der *Cordillere* verschwindet fast gänzlich. Der Flufs schneidet bei *Cebadas*, dem letzten Dorfe, auf der Grenze zwischen Syenit und Glimmerschiefer ein, und weiter oben liegt sein Bett ganz in letzterem Gesteine. Je höher wir aufsteigen, um so enger und wilder wird die Schlucht, die bebauten Felder verschwinden und an ihre Stelle tritt das hohe *Páramogras*, das *Ichu* der Eingeborenen. Gegen das Ende der zweiten Tagereise treten im Hintergrunde des Thales hohe Felsnacken auf, deren schwarze Kämme und Grate aus blendend weifsen Schneefeldern aufragen. Es sind dies die *Cerros de Zhasquin*, *Yanaurcu* und *Pulpito*, welche hier die höchste Erhebung der *Ostcordillere* darstellen. Plötzlich ändert sich der Charakter des Thales: die enge Schlucht verwandelt sich in ein weites, von Sümpfen und Seen erfülltes Becken, zu beiden Seiten von hohen Grünsteinfelsen umgeben, gegen Osten fast offen, denn eine fast unmerkliche Anschwellung bildet die Wasserscheide zwischen den beiden kleinen Seen *Cazadorcocha* und *Cocha redonda*, von welchen die erstere, in Verbindung mit *Colaycocha*, den Ursprung des *Rio de Jchubamba* bildet, dessen Thal wir bis hierher verfolgt, während die letztere nach Osten zu entwässert, als Zufluſs

des *Rio Upano*. Am Eingange der flachen Hochthales, dessen ganze Configuration an die Seen am Ursprung des *Inn's* und an den *Malojapaß* erinnert, liegen einige wenige ärmliche Hütten: das nur zeitweilig bewohnte *Atillo* in 3492 m Höhe. Die Seen *Colaycocha* und *Cazaderacocha* liegen angeführ in demselben Niveau, und die Wasserscheide erreicht nur die Höhe von 3548 m, während die umgebenden Berge bis etwa 4500 m Höhe aufragen dürften. Unglaublich öde und traurig ist diese Gegend; fast das ganze Jahr in Regen und Wolken gehüllt, gedeiht hier zwischen den großen Grasflächen nur hier und da verkrüppeltes baumartiges Gestrüpp; der Passatwind weht mit einiger Kälte den größten Theil des Jahres. Eine mittlere Jahrestemperatur von 8,9° C. in einem so nahe dem Aequator gelegenen Lande bekundet ein unwirthliches Klima, dessen Unannehmlichkeiten noch gesteigert werden durch die Fülle von Feuchtigkeit, welche, aus den Ebenen des *Amazonas* aufsteigend, hier an den hohen Bergen niedergeschlagen wird. Selbst der Indianer, der sonst die hohen *Páramos* liebt, hält sich nur kurze Zeit hier auf. Die Hütten von *Atillo* dienen den Bewohnern des auf dem Abstieg nach *Méndez* gelegenen Dörfchen *Sulay* gewissermaßen als Abstiegsquartier bei ihren Reisen zur Aufrechterhaltung der Verbindung der Mission mit der Hauptstadt *Riobamba*.

Der *Ecuatorianer* spricht von *Atillo*, von *Colaycocha*, von dem *Páramo* nach *Méndez* nur mit geheimem Grauen: giftige Dünste sollen von den kleinen Seen aufsteigen, so daß jeder darüber hinfliegende Vogel dem Tode verfällt. Zu Tausenden sollen die todten Vögel am Ufer der Seen, namentlich der *Cazaderacocha*, welche daher auch den Namen des Jägersees erhalten hat, gefunden werden. Mit Körben und Säcken bewaffnet ziehen die Indianer aus, um die gefallenen Thiere zu sammeln, zum Verkauf nach den benachbarten Städten. Es ist dies eine jener dunklen Sagen, die, ähnlich wie die Wundergeschichte der aus den Vulkanen ausgeschleuderten Fische, auf schlecht beobachtete, durch Uebertreibung und Unverständniß entstellte Thatsachen sich zurückführen läßt. Es giebt nämlich in *Ecuador*, wie fast in ganz *Süd-Amerika* eine Reihe Bekassinen-Schnepfen, Ibis- und Reiherartige Zugvögel, welche beim Eintritt der schönen Jahreszeit das heiße Land verlassen, um ihre Nahrung auf dem Hochgebirge zu suchen. Bei Eintritt der schlechten Jahreszeit kehren sie dann wieder nach dem heißen Lande zurück. Im Mai oder Anfang Juni erscheinen diese Vögel massenhaft und bleiben bis zum September. Zum Uebergang über die *Cordillere* suchen die Thiere die niedersten Pässe. So folgen sie dem Laufe des *Rio Upano*, um bei *Colay* und *Cazaderacocha* die zwischen hohen Bergen liegende Wasserscheide nach Osten hin zu überschreiten. Im September rast aber noch häufig mit orkanartiger Heftigkeit der Passatwind, der mit furchtbarer Gewalt durch den Engpaß sich hindurchzwängt. Die Gewalt des Windes, der oft kaum ein Reiter zu widerstehen vermag, wirft die Vögel zurück, sobald sie, aus dem geschützten Thalboden sich erhebend, die Höhe des Passes erreichen. Die stärkeren Thiere werden den Durchzug erzwingen, aber viele der schwächeren und kleineren Vögel

erliegen dem eisig kalten, oft Hagel und Schnee vor sich hertreibenden Winde. Von einem vergeblichen Versuchen ermattet, finden sie ihren Tod im See, an dessen Ufern sie sich anhäufen.

In der besten Jahreszeit, im Monat December, überschritt ich diesen Pass, aber dennoch litten die mich begleitenden Indianer, trotzdem dass Alle an Bergbesteigungen seit langem gewöhnt waren, von der durchdringenden Kälte und Nässe.

Kaum hat man das Ende des sumpfigen Hochthales erreicht, den niederen Bäumen zur Seite der *Cuesta redonda* erstiegen, so ändert sich mit einem Schlage das ganze Bild. Man steht am steilen Felsabsturz, über dessen Wand der der genannten *Cuesta* entströmende Bach in hohen Fällen hinabstürzt, eine tiefe, mit dunkelgrünem Walde erfüllte Schlucht liegt zu unseren Füssen und verkrüppelter Wald zieht bis zum Rande des Passes in die Höhe. Man athmet die würzige Luft, die milde Temperatur des warmen Landes und fühlt sich wie neu belebt; auch der schon missmuthige, von Kälte erstarrte Indianer schöpft neuen Muth beim Blick auf die *Montaña*, das Land fabelhafter Fruchtbarkeit. Steil im Zickzack geht es an der Felswand hinab, mehrfach werden die Wasserfälle gekreuzt, bis der erste Thalgrund erreicht ist. Die Vegetation wird bei jedem Schritte üppiger, wir befinden uns in der Zone, welche Pöppig so vortrefflich in seiner Beschreibung der *Cepa* geschildert hat. *Sevlay* (2608 m), ein kleines aus 15—20 Holzhütten und einer Kapelle bestehendes Dorf, fanden wir verlassen; sämmtliche Einwohner waren zur Ernte des Maises weiter thalabwärts gezogen nach *Chanalo* (2470 m), *Chillos*, *Paramisonde*. Zwei kleine Tagereisen weiter abwärts im Thale liegen die 6—7 Häuser, welche den Ort *Paira* (1617 m) bilden. Hier ist der Fuss der steilen Berge erreicht, nur langgestreckte Hügel setzen gegen Osten fort. Die *Flüsse*, zwar noch reissend, werden breit, auf kurze Strecken sogar schiffbar; eine unübersehbare Waldfläche dehnt sich vor den Blicken aus. Bis hierher fanden wir die schwierig passirbaren Bäche überbrückt, wenn auch die unserer Kettenbrücke als Vorbild dienenden Lianenbrücken zum Theil gefährlich erscheinende Uebergänge boten. Weiter abwärts aber mussten die Flüsse durchwatet werden, da die Jesuiten, um den Zugang zu ihrer Mission zu erschweren, die früher vorhandenen Brücken abgebrochen und die Canoas zur Ueberfahrt in *Macas* selbst in Verwahrung genommen hatten.

Macas, 1051 m über dem Meere, mit einer mittleren Jahrestemperatur von 20,5° C., liegt auf einer kleinen Hochebene mitten im Walde; ein grosser quadratischer Raum, die Plaza, ist von Bäumen befreit. *Auf der* einen Seite liegt die aus hohen, säulenartigen Palmenstämmen erbaute Kirche, das Convento, d. h. die Wohnung der Geistlichen und die Schule, die drei übrigen Seiten werden vom Walde begrenzt. Der Ort zählt etwa 300 Einwohner, Frauen und Kinder mitgezählt, dehnt sich aber über eine grosse Fläche aus, da die Häuser vereinzelt im Walde zerstreut liegen, oft weit von einander getrennt. Die Bewohner von *Macas*, wie auch die von *Paira* und *Sevlay* sind *Quechua-Indianer*, d. h. sie sprechen die Quechuasprache,

sind dem Namen nach Christen und leben unter der Herrschaft der geistlichen oder weltlichen Beamten der Republik *Ecuador*, deren Willkür und Bedrückung sie keinerlei Widerstand leisten. Die Herrschaft der Jesuiten war zur Zeit meines Besuches eine unumschränkte: körperliche Strafen werden wegen der geringsten Vergehen verhängt, jeder nicht die tiefste Unterwürfigkeit und Ehrfurcht atmende Wort wird unerbittlich gerahndet, jede Denunziation eines solchen Vergehens auf das strengste geahndet, gegen gegen genommen. Der Handel, der Feldbau liegen darnieder, die Verbindung mit dem civilisierten Theile des Landes war abgeschnitten und auch der Umgang mit den benachbarten wilden Indianern auf das strengste verboten. In tiefem Groll lebte diese kleine Gemeinde unter ihrem priesterlichen Tyrannen; die *Jivaros* aber blickten mit Verachtung auf die eine so unwürdige Behandlung ertragende Bevölkerung und wiesen mit Hohn jeden Versuch, sie zur christlichen Religion zu bekehren, zurück.

Wie bereits bemerkt, liegt *Méndez* weit vorgeschoben im Territorium der *Jivaros*. Ueberall im Walde, ja kaum eine viertel Stunde von *Méndez* entfernt, liegen ihre großen Tambos. Schmale Pfade führen durch den dichten Wald, denen folgend man ganz plötzlich und ohne vorherige Anzeichen einer Kultur den freien Platz eingezwängt-wuchernden Flora betritt. Jedes Haus liegt einsam für sich, wie verloren im Walde, und wird meist nur von einer, selten von mehreren Familien bewohnt. Bei der Annäherung müssen Vorsichtsmaßregeln beachtet werden, um sich einen freundlichen Empfang zu sichern. Schon aus großer Entfernung wird durch Rufen der Besuch angekündigt, in der nächsten Nähe des Hauses aber im tiefen Schweigen marschirt. Es geschieht das, um die feindliche Absicht zu dokumentiren, denn bei einem Ueberfall schleicht der *Jivaro* still durch den Wald, stürmt aber mit lautem Kriegsgeschrei über den freien Platz auf das Haus los.

Die Häuser, die Tambos, sind wahre Waldpaläste, äußerst sauber und regelmäßig aufgerichtet, mit glücklicher Benutzung des vom Walde gebotenen Materials. Das hohe, schön aus Palmblättern gedeckte Dach wird durch mehrfache Reihen schlanker Säulen, den entsteinlosen Stämmen riesiger Palmen getragen; das Sparrenwerk ist zierlich angeordnet, so daß es als Verzierung gelten kann. Die Wände eingezäunt aus gespaltenem Bambus enge gefugt, füllen kaum den halben Raum zwischen Boden und Dachesaum, so daß die Luft freien Eintritt findet und doch gegen einen feindlichen Angriff Schutz gewährt wird. Zwei Thüren weist jedes Haus auf, *die eine an der geraden Vorderwand, die andre in der Mitte der halbkreisförmig ausspringenden Rückseite*. Das Haus eines jungen Häuptlings war 87 Fuß lang, 60 Fuß breit und etwa 25 Fuß hoch; ein stattlicher schöner Bau. Das vordere Drittel diente gewissermaßen als Empfangssalon. An den das Dach tragenden Palmstämmen war Schild und Trommel aufgehängt; besondere Vorrichtungen gestatten die sichere Aufstellung der Lanzen und Blasrohre, deren *Pfeilbücher* neben den Feuern Platz finden.

Einige aus Holz geschnitzte niedrige Stühlchen vertreten die Stelle der Stühle, andere, aus gespaltenem Bambus geflochtene Bänke sind an den Wänden angebracht und mehrere Gestelle dienen als Bettstellen für die Männer, um während des Tages Siesta halten zu können. Eigenthümlich sind diese letzteren Vorrichtungen, indem der Körper nur etwa bis zum Knie darauf Platz findet, der Fuß aber, zur Stütze des bei hervorragenden Beinen, auf einem dünnen, durch 2 Gabeln getragenen Querstabe ruht. Unmittelbar vor diesem Fußgestelle brennt fortwährend ein stark rauchendes Feuer, fast die Stube des Schlafenden verqualmend. Der Qualm des Feuers soll Schutz gewähren gegen die hier fast unvertilgbaren Moskitos. — Der mittlere Theil des Tambos ist Küche, Speise- und gemeinsamer Wohnzimmer, in welchem Geräthe und Töpfe in schönster Ordnung aufbewahrt werden. In rückwärts gelegenen, halbkreisförmig angebauten Theile endlich liegen die Schlafräume der Familien. Eine Anzahl von Betten, ähnlich den beschriebenen Ruhestätte, jedes mit einem, während der ganzen Nacht wohl unterhaltenen Feuer sind symmetrisch an den Seitenwänden angebracht. Jedes einzelne Bett ist an drei Seiten durch einzelne hohe Bambusrohrhalme begrenzt und nur nach dem Polsende zu offen, so daß gewissermaßen kleine, von einander unabhängige Schlafzellen gebildet werden. Jede das Haus bewohnende Person hat ihre eigne Zelle, an deren Wänden das Privateigenthum, bei Frauen namentlich Perl- und Schmuckgegenstände, sorgfältig in zierliche Tanzen verpackt aufgehängt sind. Was vor Allem beim Betreten eines solchen Hauses auffällt, ist die Reinlichkeit und Nettigkeit, mit der das Ganze gehalten ist; jedes Ding steht an seinem bestimmten Platze, ist leicht und sicher zu erlangen und ist dabei so angebracht, daß es dem Raum zur Zierde dient. — Der Boden ist eben und festgestampft wie eine Tenne und sauber rein. Läßt ich bei meinem Besuche Cigarrenasche fallen, so kann sogleich eine der Frauen, um den Boden wieder rein zu fegen. Es sind nicht alle Häuser gleich groß und stattlich, es herrscht nicht in allen die peinliche Ordnung und Reinlichkeit, wie ich sie eben zu schildern versuchte, aber selbst die weniger gut gehaltenen Wohnungen erscheinen dem Reisenden, der jahrelang im Schmutze hispano-amerikanischer Häuslichkeit geschmachtet hat, als beneidenswerther Aufenthalt.

Reinlich wie die Wohnungen sind auch die Menschen, doch ist allerdings dieser Luxus in warmen Klima, bei halbwilden Menschen weniger bemerkenswerth als bei uns. Es genügt zu wissen, daß die ganze Familie des Morgens vom Bade nach dem benachbarten Bache geht, denn die Kleidung spielt eine sehr untergeordnete Rolle. Die Männer tragen ein etwa 2½ Spannen breites Tuch, Itipi genannt, um die Lenden, welches meist durch einen breiten, aus Muschelschnüren gebildeten Gürtel (Anarichi) festgehalten wird. Die Frauen sind in ein größeres Tuch (Tarachi) gekleidet, welches von der Brust bis etwa zu den Knieen reicht, um die Hüfte durch ein Band gehalten wird, darauf aber so knapp kommen ist, es eng anliegt, daß bei jedem Schritte an reizlichen Gebrauchsfolge

das Bein hervortritt. Diese Gewänder, wenn man einfache Stücke Zeug so nennen darf, werden von den *Jiveros* gefertigt aus selbst gezogener Baumwolle und sind alle gleichmäßig dunkelbraun gefärbt. Das Gewebe ist sehr fest und dicht; der Werth eines Stückes ist groß, denn bei den primitiven Webegeräthen gebraucht eine Frau lange Zeit zur Anfertigung. Den Mangel an Kleidern ersetzen die sehr eitelen Indianer durch Bemalung: Das Gesicht wird durch querlaufende, oft mit Ausnahmen versehene Linien in rother und schwarzer Farbe verziert, Brust und Unterleib mit schwarzen Zeichnungen, meist Quadraten oder einfachen Linien. Hie und da findet sich auch ein quer über die Brust sich erstreckendes, mit fortlaufenden Ornamenten versehenes Band, dessen scheinbar mühsame Herstellung auf die einfachste Weise bewirkt wird. Man bedient sich dazu etwa 2½ Zoll langer und ½ Zoll dicker Holz-Cylinder, auf welchen die Zeichnung tief eingeschnitten ist. Die Vertiefungen werden durch die mit Vogelfett angeriebene Farbe gefüllt und der Cylinder alsdann unter festem Aufdrücken mit der Hand über den nackten Körper hinweggerollt. Die Zeichnungen am Körper, deren Anfertigung längere Zeit erfordern, werden mit einem nach und nach schwarz werdenden Pflanzensaft aufgetragen; die Farbe hält sich 8—10 Tage lang und widersteht selbst energischen Reinigungsversuchen. Die rothen Linien müssen dagegen stets erneuert werden, zu welchem Zwecke jeder Indianer in einer zierlich geflochtenen Tasche eine kleine Büchse mit Farbe und den zugehörigen Pinseln bei sich führt. In derselben Tasche fehlt auch nie der aus langen Stacheln elegant zusammengesetzte Kamm und ein kleines Stückchen Spiegel. Spiegel bilden nebst Eisengeräthe die werthvollste Habe. Schenkt man einem Indianer einen noch so kleinen Spiegel, so wird er denselben sofort zertrümmern, um die Bruchstücke an seine Frauen zu vertheilen, oder an an seine Bekannten zu vergeben. In den durchbohrten Ohrläppchen tragen Männer wie Frauen gewöhnlich ein oder mehrere Rohrstäbchen, die Frauen außerdem unter der Unterlippe in einer, wie ein Nadelstich erscheinenden Oeffnung einen zahnstocherartigen, horizontal hervorstehenden Stift (Tacna), wozu mit Vorliebe Nähnadeln benutzt werden. Hierzu kommen noch Hals- und Armbänder, zum Theil mühsam aus Pflanzensamen, aus Muschelstückchen, von welchen jedes für sich durchbohrt werden muß, oder aus europäischen Porzellanperlen; auch die Männer verschmähen nicht ganz diesen Schmuck.

Sicher und Stolz, im Gefühl seiner Freiheit bewegt sich der *Jivaro*. Schön sind die nackten, ebenmäßig ausgebildeten Gestalten der Männer, die Frauen dagegen sind klein und gedrungen, aber gutmüthig und höchstens in frühester Jugend verführerisch, bei eintretendem Alter aber abschreckend häßlich, zumal sie alsdann weniger schamhaft, den durch harte Arbeit entstellten Körper mehr den Blicken aussetzen. Die Farbe der wohlgepflegten Haut ist bei Allen von einem helleren Rothbraun, als es den Indianern des Hochlandes eigen ist. Vielfach wird dieser Unterschied der Vermischung mit den bei Zerstörung der spanischen Städte gerauhten

Weibern zugeschrieben, doch möchte der Scharfsinn der Quechua-Indianer dabei eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Der Gesichtsausdruck ist meist gutmüthig und intelligent. Stets wurden die Frauen mit Güte behandelt, auch bei fast allen Verhandlungen um Rath gefragt und die Kinder dürfen machen was sie wollen. Ich sage die Frauen, denn selten begnügt sich ein *Jivaro* mit einer Lebensgefährtin, er hat deren 2, 3 und 4 und kann es durchaus nicht begreifen, daß Polygamie bei ihm Unrecht sein soll, da er doch für seine Frauen und Kinder sorgt, während die christlichen Sittenprediger sich nur allzugerne dieser Pflichten entziehen. Manchmal leben mehrere Frauen mit ihren Kindern in ein und demselben Hause, manchmal hat der Herr und Gebieter mehrere weit von einander entfernte Häuser und in jedem derselben seine Frau oder seine Frauen. Das Band der Ehe wird heilig gehalten; bei Ehebruch hat der Mann das Recht, seine Frau zu tödten. Die Institution der Vielweiberei, so verwerflich sie auch von unserem Standpunkte aus sein mag, hat sicherlich seine Berechtigung unter Verhältnissen, wie wir sie bei den *Jivaros* finden. Bei einem kriegerischen Volke, welches häufig seine Wohnsitze verlegt, bei welchem die einzelnen Stämme, ja selbst die einzelnen Familien in Krieg und Streit leben, muß der Mann stets zur Vertheidigung seiner Person und seiner Habe bereit sein; er muß sich üben im Gebrauche der Waffen, dem Kampfe und der Jagd leben. Bei dem hoch entwickelten Freiheitssinne dieser Nation will keiner Diener sein; zu Sklaven gemachte Kriegsgefangene kann es bei der zugleich zu erwähnenden Kriegführung nicht geben. Wer soll das Feld bebauen? wer alle die Arbeiten verrichten, die der Würde des Kriegers nicht entsprechen? Da sind, so will es mir dünken, eine Anzahl anerkannter Frauen doch besser, als eine Schaar der Willkür des Herrn unterworfener Dienerinnen! Die Männer fällen die Bäume, richten das Haus und bereiten ein Stück Land zur Urbarmachung vor; das Bebauen des stets in einiger Entfernung von der Wohnung im Walde liegenden Feldes fällt, wie alle andre Arbeit, den Frauen anheim.

Eine Sitte bei der Wahl der Frauen verdient Erwähnung. Der Mann kann nämlich ein kleines, gar noch an der Mutterbrust liegendes Kind zur Frau nehmen; er hat dann den Vortheil, das Mädchen nach seinen Neigungen zu erziehen, kann dafür aber auch verpflichtet werden, die Mutter mit allen übrigen Kindern zu sich zu nehmen und zu ernähren.

Bisher habe ich es absichtlich vermieden, die Haartracht zu erwähnen, da diese bedingt wird durch ein eigenthümlich entwickeltes Ehrgefühl, dessen Diensten das ganze Leben des Mannes geweiht ist, an dessen Folgen die ganze Nation ihrem sicheren Untergange entgegen geht. Die schreckliche Sitte der Blutrache herrscht hier mit unerbittlicher Strenge. Für jedes erschlagene Glied einer Familie sind die nächsten Verwandten, für jeden gefallenen Krieger ist der ganze Stamm verpflichtet, Rache zu nehmen. Entweder muß der Sieger selbst ermordet werden, oder ein Stammesgenosse, ein Verwandter muß als Opfer fallen. Der geschädigte Theil rüstet sich heimlich zu einem Ueberfall; lautlos wird der Wald durchzogen

mit Vermeidung aller Wohnungen, um in der Dunkelheit einen plötzlichen Überfall auf die unvorbereitete Behausung ausführen zu können. Wenn möglich, wird das Haus in Brand gesteckt und die Insassen ermordet. Selten wird ein Überfall so vollständig gelingen, daß nicht einem der Bewohner Zeit bliebe, das Alarmzeichen mit der Kriegstrommel zu geben, oft werden sogar heftige Kämpfe stattfinden. Dann eilen die in den benachbarten Tambos wohnenden Familien zur Unterstützung ihrer Freunde herbei, verfolgen die sich zum Gegenangriff sammelnden Angreifer, wobei nur allzuleicht neue Glieder in die unendliche Kette der Blutrache verflochten werden.

Immer neue, immer mehr Opfer wird die ehrwürdige Sitte verlangen, alle Sicherheit muß schwinden, jeder Einzelne lebt fortdauernd in der Gefahr, überfallen zu werden: der Kriegszustand ist allgemein und permanent. Daher auch die Einrichtung der Häuser, deren eine Thür zur Flucht benutzt werden kann, während an der andern der Kampf wütet; daher auch die Eingänge erwähnten Gebräuche bei Annäherung an eine Wohnung, zu deren Schutz noch außerdem eine scharf kläffender Jagdhunde gehalten wird. Der Streit zweier Familien muß Kämpfe ganzer Stämme herbeiführen, größere Gruppen von Stämmen werden gegeneinander in Feindschaft geraten: Krieg und Kampf wird zur Gewohnheit, zur Lebensaufgabe des Mannes. Eine längere Periode der Ruhe, des Friedens muß einer solchen Nation von Kriegern unerträglich sein. Ehrgeizige, kühne Anführer werden leicht Gefährten zu gemeinsamen Kriegszügen finden, die benachbarten Nationen werden überfallen und ausgeplündert. So führen diese Indianer unter sich einen Vernichtungskampf, der nach und nach ihren eigenen Untergang herbeiführen muß. Schon macht sich eine starke Entvölkerung im Gebiete der *Jivaros* bemerkbar, welche noch beschleunigt wird durch die schnell mit großer Heftigkeit auftretenden Epidemien der durch die Europäer eingeführten Krankheiten.

Sei es nun, daß die *Jivaros* unter sich nicht allzu großen Vertrauen in die Wahrhaftigkeit der eigenen Kampfberichte setzen, oder daß andere Gründe vorliegen, einen thatsächlichen Beweis der vollführten Blutrache und der Tapferkeit zu verlangen, so viel steht fest, daß als Sieger nur derjenige angesehen wird, der den Kopf des Feindes als Trophäe aufweisen kann. Das ganze Streben geht also dahin, den Gegner zu enthaupten. Bei einem Überfalle ist dies leicht, bei einem regelrechten Kampfe aber schwieriger. Die Streiter sind bewaffnet mit Schild und Lanze und meistenlings mit großen Waldmessern. Der kreisrunde Schild, aus einem einzigen Stück weichen und leichten Holzes geschnitzt, hat etwa halbe Mannshöhe, die Lanze, aus dünnem, hartem Palmschaft (Chonta) mit einer aus Knochen oder Eisen gefertigten Spitze versehen, ist 6 bis 7 Fuß oder mehr lang. Die Schaaren rücken dicht aneinander heran, jeder Mann in gebeugter Stellung hinter seinem Schilde geschützt; in der rechten Hand reicht die Lanze, dicht an der Spitze gefaßt. Durch eine leise, regelmäßige Bewegung des rechten Armes wird der lange, horizontal

gehaltene Schuß in verlorene Schwierigkeiten verwickelt, um beim plötzlichen Verrinnen der Wolfe Sicherheit und Gewalt zu verlieren. Schild an Schild gedrängt kämpft, unter lautem Kriegsgeschrei, Mann gegen Mann: jeder sucht sich zu decken, jeder sucht eine Blöße des Gegners zu erspähen, ohne sich dabei des Steinwerfens der Weiber und Kinder allzusehr anzunehmen. Trifft ein Lanzenstich, ist der Feind verwundet und wendet sich zur Flucht, so wird der Schild fortgeworfen, denn nun gilt es den Kopf zu erlangen. Denkaik tragen die Männer langes Haar. Der tapfere Krieger bindet seinem Besiegter die Möglichkeit, ihn beim Schopfe zu fassen. Langes Haar gilt somit als Zeichen des Kriegers, des freien Mannes; Weiber, Kinder und die wenigen Kriegsgefangenen müssen das Haar abschneiden. Ist ein Kopf erbeutet, so wird er im Triumph nach der Behausung gebracht, woselbst die Trophäe eine kunstgerechte Zubereitung erfährt. Dies ist eine wichtige, religiöse Ceremonie. Die Kopfhaut wird abgezogen, Augen und Mund vernäht; in den so erlangten Hautsack werden heiße Steine eingeführt, wodurch die Haut zusammenschrumpft; immer kleinere heiße Steine kommen zur Benutzung, bis der Kopf, völlig eingeschrumpft, auf die Größe einer Faust reduziert ist. Acht Tage lang soll eine solche Präparierung, welche der glückliche Besitzer selbst ausführen muß, beanspruchen. Während dieser ganzen Zeit darf er seine Hände zu keiner andern Verrichtung benutzen, wie einem Kinde muß ihm Nahrung gereicht werden.

Ist die Trophäe fertig, so wird ein großes Fest bereitet, zu dessen Behufs eine eigene Festhalle errichtet wird; alle Freunde und Bekannten bringen beim Bau, bringen Geschenke zur Bereitung. Vor allem gilt es, das berauschende Getränk aus Yucawurzel zu bereiten, um dann Tage lang in steinernen Bassins zu verbringen. Die Yuca wird von Weibern gekaut und in großen Gefäßen der Gährung überlassen. Das so erlangte Getränk ist anfänglich von lieblichem Geschmack, die Mitte haltend zwischen Limonade und Mandelmilch, wird aber bei vorschreitender Gährung stark und berauschend.

Von nah und fern versammeln sich die Freunde zum Feste, aufgeputzt mit bunten Federn, mit langen, aus den glänzenden Flügeldecken großer Käfer angefertigten Ohrgehängen, mit schön gefärbtenen Binden oder bunten Strohbändern (Tzuduman), mit Hals- und Armbändern aus Zähnen von Affen und wilden Thieren. Die Weiber tragen reich verzierte Binden um die Hüften, an deren Fransen Rasseln und Klappern befestigt sind, so daß beim stampfenden Tanzen ein großer Lärm entsteht. Ein Waffentanz wird aufgeführt, bei welchem alle vorhandenen Exemplare, dies ist der Name der Trophäenköpfe, im Triumphe aufgeführt werden. Die durch Tanz, Musik und Getränk erregte Begeisterung will oft einen so hohen Grad erreichen, daß der Waffentanz in blutigem Ernste endet.

Sind die Vorräthe zu Ende, ist der Exzeß ausgetobt, so wird das zum Feste gebaute Haus verlassen und verfällt — wenn nicht nach einiger Zeit eine andere Familie einzieht und die Andenkenerung übernimmt.

329

Wie auch einem wilden Tiere, so muß auch auch einem Totenfalle den Hals verlassen werden. Um der Unbequemlichkeit des Umzugs entlehnen zu wie und wohl auch aus abergläubischer Furcht vor Gespenstern, werden Totenkrone rücksichtslos im Walde umgesetzt. Man baut ihnen eine kleine Lauhütte, legt einige Nahrungsmittel bei und überläßt sie ihrem Schicksale.

Soll ein Kriegszug unternommen, soll ein wichtiger Beschluß gefaßt werden, so werden die kühnen Köpfe angerufen und deren Eingebungen entscheiden. Der *Jivaro* sieht sich in die Waldeinsamkeit versetzt, versenkt sich in den Anblick gütiger Lianen und läßt dann den Resultat seiner schweren Träume für einen Befehl der Götter. In einer Cevennenlandschaft wird ein hervorragender Punkt gewählt, von welchem der Blick auf den *Pangany* fällt, der in den religiösen Anschauungen dieser Indianer eine große Rolle zu spielen scheint. Und wie könnte das Wunder schöner bei dem furchtbar schönen Schauspiel, welchem der schwarze, kahle, frei über blickenden Bergkämmen aufgerichtete Kegel bietet. Unterbrochen wie der Strombruch arbeitet der 5222 m hohe Vulkan. Dichte schwarze Aschenwolken werden unter donnerartigen Getöse ausgestoßen, den Himmel begleitet von den prächtigsten Feuergarben. Vom höchsten Gipfel bis zur Region der Wälder zieht ein glühend leuchtender Feuerstreif am Abhang herab, wie ein Strom geschmolzenen Metalles sich fortwälzend. Furchtbare Explosionen heben die Wassermassen empor, welche, hervorgequollen durch die Schmelzung der Gletscher beim Ausbruche einen neuen Lavastrom, das nördliche Land von *Mocas* verwüsten. Auch von Erdbeben werden diese Gegenden nicht selten heimgesucht. Der Indianer kennt somit aus eigener Erfahrung die weltumgestalte, furchtbare Gewalt des Vulkans, den er nur mit scheuer Ehrfurcht aus der Ferne wendet.

Ich möchte hier bemerken, daß nicht, wie dies hie und da behauptet wird, die innere Hitze den *Pangany* oder die energischen Ausbrennungen die Besteigung verhindern; die wesentliche und einzige Schwierigkeit liegt im Gegenteil in der gedrungen Vergletscherung des steilen Kegels, welche bis zur Meereshöhe von 4500 m herabreicht.

Die Sprache der *Jivaros* ist wesentlich verschieden vom Quechua, so daß die Indianer von *Riobamba* sich nicht verständigen können. Sie klingt schön und hat einen männlich ernsten. Beim Zählen werden die 5 Finger der Hand als Grundlage benutzt, *dann eine Hand + 3 usw.* gerechnet. Inwieweit höhere Zahlbegriffe vorhanden sind, konnte ich durch meine ungenügenden Dolmetscher nicht erfahren.

Es mag mir noch zum Schlusse gestattet sein, einige Worte über die Eigenschaft dieser Indianer und über die Möglichkeit, sie unserer Kultur zugänglich zu machen, beizufügen. — Von spanischer und hispano-amerikanischer Seite sind wie civilisatorischen Versuche unternommen worden; es handelte sich bei allen Unternehmungen immer darum, die Arbeitskraft und Anpassungsfähigkeit der Indianer. Das wilde *Jivaro* wehrt sich mit seinem denkbar größten Einflusse in das Land Widerstand entgegen. Mit Gewalt können

die Europäer nicht anrichten. Bleiben die Indianer aber sich selbst überlassen, so werden sie, wie ich bei Schilderung der Kriegführung gezeigt, sich nach und nach selbst vernichten. Nach dem, was ich bei den *Jivaros* gesehen, will es mir nicht allzuschwer dünken, dieses Volk unserer Kulturentwickelung einzureihen. Intelligent, ehrgeizig, eitel, mit Sinn für reinliche, geordnete Häuslichkeit begabt, müßte es leicht sein, durch allmähliche Einführung europäischer Industrieprodukte die Bedürfnisse zu vermehren, den Wunsch nach Erlangung weiterer Bequemlichkeiten und dadurch eine erhöhte Produktion und Arbeitsleistung als Gegenwerth hervorzurufen. Mit erhöhtem Besitze würde die Schwierigkeit des öfteren Wohnungswechsels wachsen, der Wunsch, das Erworbene zu genießen, würde die Kriegslust dämpfen. Wollte man die Umwohner der Mission in geeigneter Weise mit Eisenwaaren und sonstigen wünschenswerthen Produkten versehen, so würden sie rasch das Uebergewicht über die weniger begünstigten Stämme erlangen, sei es durch Gewalt, sei es durch vortheilhaften Tauschhandel; sie würden zur lebendigen Schutzmauer der Kolonie, ohne welche ihre Existenz gefährdet wäre. Mit Milde und wahrer Humanität müßten die *Jivaros* zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen sein, während unter den jetzt obwaltenden Umständen ihr zwar langsamer, aber nichtsdestoweniger sicherer Untergang unvermeidlich ist.